

nicht als Gebote und Gesetze verstanden, so daß sich die Frage nach der Erfüllbarkeit dieser Forderungen nicht stellt. *F. Mußner*, Gesetz und Evangelium, paulinisch und jesuanisch gesehen (85—97) stellt Aspekte der verschiedenen ntl. Begriffsinhalte von Gesetz und Evangelium sowie ihr jeweiliges Verhältnis zueinander dar. Besonderes Interesse gilt dabei dem Gespräch mit dem Judentum sowie der Fragestellung, inwieweit eine kirchliche Rechts- und Lebensordnung von den ntl. Aussagen zum Gesetz betroffen wird. *O. H. Pesch*, Gesetz und Evangelium. Eine lutherische Formel als Herausforderung für die katholische Ekklesiologie (99—129) zeigt auf, welche Bedeutung Luthers Aussage hat, die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium sei „die höchste Kunst in der Christenheit“. Wer sie nicht beherrscht, mag sich mit der Schrift befassen, so viel er will, er wird dennoch nichts von ihr verstehen. *J. Reikerstorfer*, Zur Frage nach dem „wahren“ Menschen (131—148) deutet die anthropologische Relevanz der Rede von Gott und die theologische Bedeutung der Rede vom Menschen. Nur im — recht verstandenen — Glauben wird zugleich der Wahrheit Gottes und des Menschen entsprochen.

Dieser Überblick zeigt, daß eine Vielfalt von Methoden und Fachgebieten begegnen. Dennoch ist das Werk nicht einfach ein Sammelband. Denn die verschiedenen Beiträge ordnen sich durch das gemeinsame Problem Freiheit zueinander. Damit kann das Buch einen Baustein bieten zum Gespräch zwischen den theologischen Disziplinen und einen Beitrag leisten zur Einheit der Theologie.

Passau

Peter Neuner

EBELING HANS (Hg.) *Der Tod in der Moderne*. (Taschenbücher Syndikat/EVA, Bd. 36). Frankfurt/Main 1984. Ppb. DM 16,80.

Der derzeit in Paderborn lehrende Philosoph Hans Ebeling meint im Vorwort zur Neuauflage des 1979 erstmals erschienenen Buches, es wäre vielleicht besser, die hier dargestellten Anliegen der gegenwärtigen Thanatologie wären veraltet. Sie seien es aber leider nicht und man müsse sich daher erneut der Leserschaft stellen.

Mit Heideggers „Sein und Zeit“ setzt Ebeling die Inversion der philosophischen Rede vom Tod an: Die Hoffnung auf Unsterblichkeit sei nun endgültig preisgegeben; sie sei umgeschlagen in die ernüchternde Einsicht, daß der Tod für den Menschen nicht mehr Übergang, sondern Ende sei. — Im Schatten dieser unfrohen Botschaft siedelt Ebeling Essays bzw. einzelne Kapitel über den Tod aus Büchern von hauptsächlich deutschen Autoren an, darunter Heidegger, Löwith, Jaspers, Bloch, Adorno, Marcuse; aber auch Sartre, Kolakowski, und Illrich finden Aufnahme — man weiß eigentlich nicht, warum. Sollen diese drei Nichtdeutschen, die über den Tod handeln, den Titel „Der Tod in der Moderne“ rechtfertigen? Oder ist der Tod im 20. Jh. doch eine „rein“ deutsche Angelegenheit, ein „Meister aus Deutschland“, wie es in der „Todesfuge“ Paul Celans heißt? — Ebeling ist einerseits zwar selbstkritisch genug, Georges Clemenceau zu zitieren, der die Deutschen einer krankhaften und satanischen Todessiehnssucht bezichtigte. Der Herausgeber stellt sich aber — wohl

unbewußt — durch die fleißige Sammlung und Herausgabe von Todesgedanken selbst in diese Tradition. „Ja, die Deutschen sind gründlich. Sie machen aus allem ein Museum“ sagte Franz Kafka 1923 zu seinem jungen Freund Gustav Janouch. Wie recht er doch hatte! Denn was geschieht in dieser Anthologie? In einer Schriftgröße, gegen die sich jedes noch so sehr am Tod interessierte Auge sträuben muß, wird der alten Krankheit der deutschen Philosophie gehuldigt: Unverständlichkeit sei die Maxime! Was soll der konkrete, lebendige und lebenwollende Mensch mit Passagen wie dieser anfangen: „Nicht die empirischen Wissenschaften und schon gar nicht die Theologien haben auf die Charakteristik des Sterbens Einfluß, sondern allein eine dem Anspruch nach nichtempirische, aber strikt ‚diesseitige‘ Disziplin, die philosophische Thanatologie. Indem sie den Rechtsanspruch der empirischen Thanatologien beschneidet, läßt sie zugleich auch schon eine theologische Thanatologie als ebenfalls ‚ontisch‘ orientiert aus dem Spiel. Zwar geriert sie sich als, bloß‘ methodisch, keineswegs dogmatisch atheistisch. Doch die Sicherheit ihres Selbstverständnisses reicht dabei so weit, daß es gar nicht erst noch einer besonderen Begründung des methodischen Atheismus bedürfte.“ (S. 16) — So und ähnlich geht es passagen- und seitensweise dahin: unerquicklich-abstrakt, nur-anstrengend, phantasielos. Am Schluß der Einleitung allerdings wird — bezeichnend für die Ratlosigkeit der Philosophie — die Sprache der Dichtung bemüht: Ausgerechnet ein Zitat aus den „Bremer Stadtmusikanten“ („etwas Besseres als den Tod findest du überall“) schließt die elfenbeinernen Todesreflexionen ab.

Was dem Herausgeber entgangen sein dürfte: Die deutsche Philosophie (sofern es sie noch gibt) ist nicht allein auf der Welt mit ihrem „Memento mori“. Es ist eine alte, übrigens von Heidegger neu genährte Arroganz europäischer Philosophen der Neuzeit, andere Traditionen (wie etwa die mächtige indische) einfach zu übersehen. Aber bitteschön: Auch dort wird gelebt und gestorben, und zwar selbstverständlicher, gelassener und wahrscheinlich auch heiterer als auf Europa, der Halbinsel Asiens.

Es ginge auch weniger kompliziert. Das hat z. B. Günther Anders in seinem Mini-Aufsatz „Die Antiquiertheit des Sterbens“ (1979) gezeigt. So gilt schließlich doch Clemenceaus Ausruf: „Wie lieben diese Menschen den Tod!“

Linz

Helmut Schink

SCHUBERT VENANZ (Hg.), *Karl Marx (1818—1883)*. Eine Ringvorlesung der Universität München. (423.) EOS-Verlag, Erzabtei St. Ottilien 1984. Ppb. DM 16,80.

Karl Marx zählt noch lange nicht zum alten Eisen — trotz der 100 Jahre, die man jetzt (1983) seit seinem Tod zählte. Marx gehört sicher zu den Menschen, die Interesse verdienen weniger wegen der Antwort, die sie geben als wegen der Fragen, die sie aufwerfen. Bei der Centenarfeier gab es wieder Anlaß zu Überblicksveranstaltungen (vgl. die Ringvorlesung der Linzer Theol. Hochschule 1983/84, publiziert unter dem Titel „Marxismus—Christentum“, hg. von F. Reisinger und G. Rombold; Linzer Phil.-Theol. Rei-